Anabelle

The Dance

Von Schreiberliene

Vaudeville Finale

Warum es ihn so erstaunt kann er nicht sagen; vielleicht, weil er mehr erwartet hat, weil er dachte, Arcian könnte aus sich heraus und über alles hinauswachsen, vielleicht, weil er gegen alle Hoffnung gehofft hat.
Vielleicht auch nur, weil er nicht sehen wollte, dass die Grausamkeit nicht nur das geteilte Wesen der Geon der Machtgier, der Kontrollsucht Arcians her, der das blutige Messer zurück in die Schneide wandern lässt und den Blick auf einen Punkt hinter Adamo richtet.
Und da weiß er es – der Mann hat den Mord an ihm, seinem Gehilfen, schon jetzt, Sekunden später, vergessen, abgehakt, wie eine Notwendigkeit, die zu erledigen ihn nicht mehr Überwindung kostet als die Beseitigung des Ungeziefers im Keller.
Verzweiflung schäumt im Dieb auf, denn er will mehr sein als das, mehr als eine Ratte, eine Assel, will seinen Wert selbst im Sterben noch beweisen; doch die Worte dringen nicht über seine durchtrennten Stimmbänder. Und er stirbt in Verstehen seiner absoluten Bedeutungslosigkeit.

Ein vornehmes Schauspiel, ein würdiges gar, ein Mord, ein Meuchelmord, und aus dem roten Blut wird der samtene Vorhang des Theaters. Stolz steht er da, der Fremde, der Krieger, unverwüstlich, grausam und doch gerecht, eine Figur der Klassik, ein edler, ein schöner Mensch...
Gierig geht Ardon näher, absorbiert das sich bietende Schauspiel, während aufgeregter Speichel über sein Kinn tropft.
Sein schwerer Körper schmerzt, wie jeden Tag, und hinter seinen entzündeten Augen tanzen die Gedanken ein wirres Ballett, das er nicht versteht und das ihn nicht kümmert. Er ist versucht, auf die Knie zu gehen vor dieser Lichtgestalt, doch sein Status hält ihn davon ab.
„Oh, edler Ritter, seid gewiss, eure Dienste werden von Uns wohl entlohnt werden. Gepriesen sollt ihr sein, beschenkt, reicher als ihr es euch jemals wünschen könntet! Euer mutiger Streich hat den Schurken getötet und Uns erfreut, so öffnet doch diese Tür und leitet Uns zum Thron, aufdass Wir erhalten, was lange schon Unser war!“
Der Fremde mustert ihn, kühn, frei, mit Augen wie blauglühende Kohlen.
„Was zagt ihr noch? Ist es denn nicht an der Zeit für Uns den Tempel zu führen? Ist es nicht Unser Schicksal, Unsere Bestimmung?“
Des Wahnsinns Feuer brennt tief in seinen Augen, als er nach der Hand seiner Lichtgestalt greift.

Für einen Moment weicht Arcian zurück, weicht der formlosen, aufgequollenen Hand des weichen, strukturlosen Fremden aus, den Ekel niederringend. Schon fast hat er sich dazu entschlossen, den Mann, nein, dieses Etwas zu schlachten, doch ein unablässiges Sirren in seinem Kopf hält ihn davon ab.
Was ist es, das diesen Menschen zu diesem etwas hat werden lassen? Und was weckt der Anblick, die Stimme, das zur Unkenntlichkeit grimassierte Gesicht im Halbdunkeln?
Und wieder ist es da, dieses Etwas in seinem Bewusstsein, das den Kontrollverlust anzeigt, doch er kann dem nicht nachgeben.
Er wird nicht wieder verlieren. Nicht gegen etwas so Profanes, etwas so Abartiges, Widerwärtiges wie diesen Mann, der sein leeres Gesicht nun vollends in den Leuchtkreis der Fackeln bringt.

Fast hätte sie ihn übersehen, wie er dort sitzt, gegen die Gitter gelehnt, die seinen Bruder seit so vielen Tagen zurückhalten, beschützen und knebeln zugleich. Es ist ein Gefühl, das sie nicht zu beschreiben vermag, Genugtuung und Unruhe, Angst und unbändige Freude.
Er ist es.
Er hat es gewagt, in ihre Welt zurückzukehren, in ihren Machtbereich einzudringen, und er wird dafür bezahlen, teurer als in all ihren Phantasien, Träumen. Vor allem: Endgültig.
Es wird keine Nächte mehr geben, in denen sie aufschreckt, sein lebendiges Bild vor Augen; es wird keine Ungewissheit mehr geben, nicht das sichere Gefühl, dass er zurückkehren kann, sie verfolgen wird.
Sie wird ihn richten, so wie er sie schon als kleines Mädchen gerichtet hat.
„Atleas?“
Er blickt auf, und in dem harten, herben, so wunderschönen Gesicht erkennt sie ihn und ist für einen Moment überrascht über die Emotion, die durch ihren Körper fließt. Gierig saugt sie ihn in sich auf, seine Muskeln, seine Sehnen, seine Knochen und weiß, dass sie noch in dieser Nacht sein Blut kosten wird.
Seine Stimme klingt rauh.
„Ich erinnere mich nicht, Anabelle.“
Ihre Augen treffen sich, und für einen Moment sieht sie erschrocken eine andere Möglichkeit, einen Ausweg, den sie nicht beschreiten will, nicht beschreiten kann. Dann kehrt sie zurück; er macht es nur einfacher, auch wenn sie dafür einen Teil ihres Triumphes opfern muss.
Ihre Schritte sind beinahe lautlos auf dem Gestein, und ihre Hand umschließt fast unmerklich den Dolch in ihrer Hand, umarmt ihn liebevoll. Er verdient es nicht, so schnell, so schmerzlos, sie verdient mehr, nach all der Schmach, der Unterdrückung, seiner Übermacht selbst in Abwesenheit, so oft wie er sie besiegt, überlistet...
Anabelle stoppt und in einem Schwall schwappt ihr eingehaltener Atem über die leicht geöffneten Lippen, ihre Augen finden ohne Zögern die fest geballten Fäuste ihres Bruder.
Das abwertende Lächeln, das sie bevormundet, verlacht, erwartet sie, und dennoch entfacht es in ihr eine Rage, die sie kaum zu beherrschen weiß.
„Das hast du dir gewünscht, oder? Dass es so einfach ist. Dass alles ein einfaches Ende findet...“
Er erhebt sich, geschmeidig wie ein Raubtier, bestimmt wie ein König, selbstbewusst

wie nur er selbst es kann. Und lacht leise.
„Aber du weißt doch, dass mir das nicht genug ist, nicht war?“
Grausamkeit verzerrt seine Züge, doch für seine kleine Schwester, die ihn so sehr liebt, dass ihr nichts anderes übrigbleibt als ihn zu hassen, war er nie schöner. Ihre Körper zittern, denn auch er spürt, dass es sich heute entscheiden wird.
Das alles sich heute entscheiden wird.
„Du wirst bezahlen, für alles wirst du bezahlen. Für die Hinterlist, für die Dreistigkeit, Hand an mich zu legen. Ich werde dich zahlen lassen, mit jedem Knochen, mit jeder Zelle, selbst deine Augen werde ich eins nach dem anderen sezieren.
Anabelle – ich habe es einmal gesagt, und ich sage es wieder. Du kannst mit mir tanzen, aber ich werde dich immer führen...
Auch wenn du eine Schande für dein Geschlecht bist, das müsstest du doch verstehen.“
Das Geräusch seines Schwertes, als es langsam über die Scheide gezogen wird, lässt einen köstlichen Schauer über ihre Haut wandern. Er weiß noch nicht, wie gut sie ist. Wie gut sie geworden ist durch sein Bildnis. Er weiß noch nicht, dass sie wirklich heute sein Blut kosten wird...
„Du weißt, dass ich heute dein Blut kosten werde, nicht wahr, Anabelle?“
Ihre Schwerter beginnen mit dem letzten Tanz.

Ihre letze Drehung hat Adriane schon vollführt; vergebens. Jahre der Nachgiebigkeit, der Vorbildhaftigkeit haben ihr im Wirkungskreis ihrer Geschwister nichts anderes gebracht als ein würdeloses, nacktes Verbleiben ihrer Körperlichkeit auf dem weichen Boden, die Augen hervorgequollen, die Lippen blau, die Gliedmaßen im letzen, sinnlosen Todeskampf grotesk verkrampft. Ihr Vermächtnis wird zunichte gemacht von dem Machtkampf, der, egal wer als Sieger hervorgeht, einen Monarchen, einen Diktator gebären wird, der in grausamer Arroganz all das zerstört, was sie einst zu schützen dachte. Sie, die Tochter des Hohepriesters, ist nichts anderes als ein Bauernopfer, dessen wertlose Existenz demselben in seinem letzen Atemzug unausweichlich vor Augen stand.

In diesem Sinne ist Ornan ihr um einiges vorraus; er hat schon längst begriffen, dass sein Leben keinen höheren Sinn kennt, sein Wesen keine Veränderung in dieser seiner Welt bewirken wird. Er hat verstanden, dass das, was heute geschehen ist, ihn zu einem Mittwisser macht, der im Laufe der Zeit unbequem, gefährlich werden kann.
Deswegen hat er gepackt, was ihm lieb und teuer ist, und segelt nun auf einem Schiff über das große Wasser; mit etwas Glück wird er dort überleben.
Vermutlich aber nicht. Das Schicksal spielt gerne.

„Glaubts die werden den Kerl hängen?“
Obwohl die Nacht schon hereingebrochen ist, sammeln sich die Hausfrauen um den Brunnen, ein untrügliches Zeichen dafür, dass Großes sich ereignen wird. Die Damen des Marktes haben darin ihre Erfahrung, und auch, wenn sie sich der Tragweite ihrer Verbindungen nicht bewusst sind, spüren sie die Veränderung in der Luft.
„Ja, glaub die werdens morgen verkünden, den Haufen heut aufstellen. Fühls!“

Nicht weit vom Markplatz entfernt dreht sich ein alter Mann in seinem Bett in seinem Gasthaus um; noch hat er die unliebsamen Gäste nicht ganz verdrängt, doch schon bald werden andere Geschehnisse diese Erinnerungen auslöschen.

Doch bis dahin schläft er, froh, dass er von Politik nichts zu verstehen braucht.

Erba Marta'rm würde gerne schlafen, doch sein Schiff ist weniger als zwei Tage vor der Küste in einen heftigen Wind gekommen, und die Wogen halten ihn und seine Männer wach. Wüst schimpfend hält er sie bei der Stange, während ihm der Regen über die Haut wäscht.
„Waschlappen! Mit fünf Männern haben wir nach dem Schwitzfieber das Boot über das Wasser gebracht, da werdet ihr doch noch zwei Tage durchhalten!“
Er hofft es, sehr. Kurz muss er an die beiden Männer denken, die er bei der Hinfahrt an Bord gehabt hat, den Hühnen und den Hänfling, und für einen Moment fragt er sich, was die Beiden eigentlich vorhatten.
Doch er ist sich sicher, dass es ihnen da, wo sie jetzt sind, besser geht als seinen Männern; zudem mag er über derart unwichtige Dinge nicht mehr nachdenken.
Er hat ein Schiff zu steuern.

Nicht einmal zwei Tagesreisen von ihm entfernt fällt Regen auf die Dächer einer Hafenstadt, tanzt, springt in glitzernden Tropfen herum, bevor er herabperlt und die feuchte Erde tränkt, deren Durst schon vor Stunden gestillt wurde. Er fällt auf die Straßen, die sich silbrig schimmernd durch das Labyrinth der Häuser schlängeln, fällt auf die unwilligen Passanten, die ob der späten Stunde nur noch spärlich aus den Türen treten und ihn verfluchen. Sie haben schon vergessen, wie sie ihn sich ersehnten.
Die kristallenen Ströme haben die lange Dürre vertrieben und spülen nun den Schmutz der Hitze, den Staub, der die Luft geschwängert hat und die letzten Spuren des Todes, hinfort. Wie Musik klingen die Wasserperlen auf dem dünnen Regenfilm, der alles bedeckt; sie komponieren, improvisieren ein Lied des Lebens, das nicht abreißt, nicht endet und einem steten Wandel unterworfen ist, ein Stück, das die Menschen, denen es geschenkt wird, nicht hören. Sie ärgert das ewige Nass, das seine drei Wochen am Anfang des Monats Doon mit unerbittlicher und doch verspielter Strenge einfordert. Sie verstehen nicht, wollen nicht verstehen, dass allein dadurch dieses kleine Stückchen Erde noch nicht zu einer salzigen Wüste geworden ist. Denn trotz der Nähe des Wassers gibt es häufig trockene Monate, die immer wieder das grüne Land zu verschlingen drohen, bis der Regen der angespannten Hitze ein Ende bereitet, sie vier Monate ertränkt in seinen Fluten und die fruchtbare Erde rettet.
Doch die Menschen vergessen schnell, und wünschen, träumen sich die reine Sonne wieder her, die sie, sobald sie tatsächlich scheint, ebenfalls verfluchen.
Nur wenige begreifen die Absurdität, die Komik, die fast schon groteske Art dieses ewigen Kreislaufes, der sich unentwegt wiederholt, Jahr für Jahr, Generation für Generation, und scheinbar nie enden wird, doch einer von denen, die es tun, schaut mit blinden Augen lachend durch die gläserne Kuppel seine Reiches, auf die der Regen sanfte Muster malt.
Er beobachtet Wellen, Betten, Teppiche und Brunnen, sieht Kerker und Schwerter und Blut, die das Licht in seine zerstörte Retina malt. Und er erkennt mehr, jede Stunde, jede Minute, jede Sekunde wird er überwältigt von den Bildern, die ihn Lachen machen, weil er nicht genug zu weinen vermag.
Er sieht so viel, dass er nicht weiß, ob die Flut der Regentropfen seine Tränen ersetzen können, und doch bleibt sein Auge, wie stehts, trocken.
Was er sieht ist nur menschlich. Allzu menschlich.